

AUS DER CLOUD AUFS HANDY



# Alexandru Bulucz

In Kooperation  
mit dem



**PINGEB.ORG** | PROJEKT  
INGEBORG



### **Einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen**

Er würde mit seinem Tischnachbarn eine Redewendung interpretieren, von der er seinen Anfang nehmen könnte. Es war eine Redewendung, die sein Vater einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, häufig benutzte und die ihm bis heute rätselhaft geblieben war. Er hatte mit seinem Vater nie darüber gesprochen. Vielleicht war sie Teil eines kleinen Soziolekts, mit dem er nie in Berührung gekommen war, außer in den Reden seines Vaters. „Gott ist kein Zigeuner, aber auch kein Eisenbahner“, lautete sie. Dem Tischnachbarn gegenüber würde er den ersten Teil der Redewendung unterschlagen, denn es gab bessere Beispiele, an denen er die Landsleute einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, ihres unterentwickelten Sprachbewusstseins und ihrer Sprachungerechtigkeit überführen könnte. Doch darum würde es ihm nicht gehen. Ihm war, als hätte die Redewendung etwas mit dem mosaischen Bilderverbot zu tun, und die Bilder des Roms und des Eisenbahners schienen ihm aus diesem Grund beliebig zu sein. Er würde also nur den zweiten Teil der Redewendung ansprechen, „Gott ist kein Eisenbahner“, und vielleicht mit einer im Internet aufgeschnappten Verballhornung einer anderen Redewendung in die Interpretation einsteigen: „Das Licht am Ende des Tunnels kann immer auch ein entgegenkommender Zug sein“.

Er hatte sein Leben auf ein einfaches geometrisches Modell reduziert. Seit der Katastrophe, die ihn zu einem Konsequenzenfürchtigen, einem Gefülsinvaliden, einem entgeisterten Heimatunfähigen und was sonst noch mutieren ließ, hatte er Kreise um sich gezogen. Von dort aus nahm er drei Menschentypen wahr: Passanten, Tangenten, Sekanten. Die Passanten waren ihm die liebsten, er war ihr unbeteiligter Beobachter. Die Tangenten waren in der Regel harmlos, auch wenn manche Situationen grenzwertig waren und seine Beteiligung erforderten, was ihm missfiel. Schließlich die Sekanten, die stachen sich durch seine Kreise hindurch und wirbelten sein Leben durcheinander, was er abgrundtief verabscheute.

Heute war er in Gedanken bei seiner Kindheit einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, beim Ditschen. Er war ein miserabler Ditscher gewesen. Seine flachen Kindheitssteine waren stets vier, fünf, höchstens sechs Mal gehüpft und dann gnadenlos untergegangen. Der Weltrekord lag inzwischen bei knapp neunzig Hüpfen. Bei stillsten Wassern, nahm er an. Die Seen, von deren Ufern er einst geditscht hatte, waren nie still gewesen. Knapp neunzig Hüpfer, die knapp neunzig größer werdende, einander jagende, Eindringlinge hinausdrängende Kreise auslösten. Das bräuchte er jetzt auch.

Es verlangte ihn wieder nach der verlorenen Zeit, nach der unwiederbringlich verlorenen Zeit. Er war eine Proust'sche Erfahrung, das war ihm klar, mit allem, was dazu gehörte, voller

Madeleine-Augenblicke. Madeleine-Augenblicke, das klang für ihn zu prätentiös. Würde er nach seinen eigenen gefragt werden, er würde den schweizerischen Namen dessen, was auf Französisch Madeleine hieß, vorziehen und von seinen Schmelzbrötchen-Augenblicken sprechen. Schmelzbrötchen, das klang profaner, bodenständiger, das war nicht weit zum Schmalz, und ihm gefiel, dass so auch ein Schlachtprodukt wie Gänsefett einen Madeleine-Augenblick auslösen konnte.

Seine verlorene Zeit war zu Ende gegangen, als seine Kindheit zu Ende ging, als seine Ankunft im Ankunftsland jäh einen Schlussstrich unter sie gezogen hatte. Auf seine Kindheit im Herkunftsland einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, würde er, wenn ihm danach wäre oder es denn sein müsste, wie auf etwas Abgeschlossenes blicken, hatte er eine Zeit lang gedacht. Bis ihm bewusst geworden war, dass das vermeintlich Abgeschlossene gar nicht abgeschlossen war. Es gab eine verschließbare Vordertür. Das ja. Durch sie gehend und dann einige Landesgrenzen, von dort aus gesehen, überspringend gen Westen war er in seine Jugend eingetreten. Er würde stets zurück können, sie öffnen, durch sie eintreten und die Überreste seiner Kindheit besuchen. Die Landschaftsansichten wären die gleichen, die Raumverteilungen hier und da andere, doch alles würde, mehr oder weniger, beim Alten sein. Außer den Menschen natürlich. Die gleichen von damals wären nicht mehr da, sie wären die anderen von heute, wenn sie denn noch lebten.

Das vermeintlich Abgeschlossene hatte eine oder mehrere undichte Stellen. Durch sie ergoss sich Unentdecktes in seine Kindheit und blähte sie auf. Dieses Unentdeckte versperrte den Anfang seiner Kindheit, ja mehr noch: seines ganzen Lebens. Er wusste nicht, wo er ansetzen sollte, wenn er darüber nachdachte. Beim Geburtskanal, durch den er in die Welt hinausgepresst wurde? Lächerlich. Er war, wie alle anderen, das Produkt einer ganzen Reihe sich bedingender gesellschaftlicher, kultureller, politischer und sozialer Faktoren, das lange Zeit vor seiner Geburt erschaffen worden war. Er könnte demnach irgendwo ansetzen. Zum Beispiel bei wahnwitzigen kommunistischen Autarkiebestrebungen, bei der außenpolitischen Flucht der Regierung vor der Pest in die Arme der Cholera, bei der Knappheit fossiler Energien, beim gesetzlich nicht verankerten Menschenrecht auf Wärme während bitterster Kälte, der einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, unzählige Menschen zum Opfer gefallen waren, in ihren eigenen vier Wänden wohlgeremert.

Es war der letzte Januarabend im Jahr 1985. Das Fensterthermometer zeigte kurz vor Mitternacht knapp dreißig Grad unter null. Das Gas floss, überraschenderweise. Die staatlichen Gasversorger waren angehalten zu sparen. Zu sparen war vor allem nachts, wenn die Nachfrage nach Gas sank. Die vier Herdaugen und der Ofen des Gasherdes flammten. G. und G.s Frau

wärmten sich in der Küche auf, die Herdstelle wurde, wie in Vorzeiten, zum Zentrum des sozialen Geschehens, und sie schliefen, über dem Esstisch gebeugt und mit ihren Häuptern einander gegenüber zugewandt, irgendwann ein. Das Gas ging unbemerkt aus, die schwachen Flammen auch, und dann begann es nach einer kurzen Weile genauso unbemerkt wieder zu fließen. Die vier Herdaugen und der Ofen des Gasherdes flammt diesmal nicht mehr. G. und G.s Frau mussten, während sie so schliefen, zum ersten Mal seit Monaten wirklich gesund und wohler-nährt ausgesehen haben. Die immer stärker werdende Röte ihrer Lippen und Wangen, während sie so schliefen und das Gas unverbrannt floss, war doch ein Zeichen von Gesundheit. – Dass er einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, nicht zu ihrem Schicksalsgenos-sen geworden war, während das System im Begriff war, zu kollabieren, war Glück und Zufall gewesen.

Er hatte auch hierzulande gefroren, während des Studiums. Die alte Gasheizung, die einzige in seiner ganzen Wohnung damals, stand in einer Ecke des Wohnzimmers und schaffte es nicht einmal, diesen Raum ordentlich zu beheizen, geschweige denn das Schlafzimmer, dessen Tür zum Wohnzimmer immer offenstand, oder den Flur. In der Küche war ein Heizstrahler mon-tiert. Winters konnte er seinen eigenen Atem sehen. Doch immerhin musste er nicht dortige Verhältnisse fürchten. Die Gasheizung lief auch, während er mit Mütze und Schal schlief. Na-türlich. Er nahm an, bei einem etwaigen Gasaustritt würde irgendein Sicherungsmechanismus zuschnappen und jeglichen Ausfluss von Gas unterbinden.

Dortzulande hatte es offensichtlich keine solchen Sicherungsmechanismen gegeben, und das beißende Odoriermittel, das dem Gas beigemengt war, war den Menschen derart vertraut, das ganze verbalustradierte Treppenhaus roch danach, dass es selbst dann keine Gefahr mehr an-zeigte, wenn es beißender war als sonst. – Jetzt fragte er sich, warum man einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, von sogenannten Gasschaben sprach. Vielleicht wurden Küchenschaben nicht nur von Wärme und Feuchtigkeit angezogen, sondern auch von dem beißenden Odoriermittel. Und warum hatten in seinen nach der Katastrophe regelmäßig wieder-kehrenden Albträumen die Balustraden des Treppenhauses gefehlt und er Angst gehabt, die Protagonisten seiner damaligen Träume würden ohne Balustraden in den Tod stürzen, durch den Spalt, der sich zwischen den Treppen auftat?

Die Suche nach dem Anfang, nach einer bewusst erlebten Bewusstwerdung, hatte sich wieder-holt als vergeblich erwiesen. Der Anfang wurde nicht gesucht, sondern gesetzt, war sein Schluss, und der gesetzte Anfang war immer ein Ende, zumindest in seinem Fall war es so. Seine Anfänge, bei denen er einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, anset-zen, die er also setzen könnte, waren gewaltsam gewesen, immer ein Ausblick auf den Tod.

Nicht einmal seine Leidenschaften waren nach der Katastrophe vom Ausblick auf den Tod ausgenommen. Von überall her fuchtelte ein Todesengel wild mit seinen Flügeln. Er behauptete von sich, er wäre ein passionierter Raucher, und musste kürzlich darüber schmunzeln, wie die Popkultur ihn in seiner Besessenheit bestätigte. Auf einer Marlboro-Schachtel fand er den schönen, angeblich von einem berühmten Philosophen herstammenden Satz: „Death is the most certain possibility“. Den übersetzte er sich mit: „Der Tod ist die mögliche Möglichkeit“ oder „Der Tod ist die gewisse Möglichkeit“. Dieser Superlativ war beim angeblichen Urheber des Zitats nirgends zu finden. – Einem Raucher wie ihm, der ständig solchen Sprüchen ausgesetzt war, musste das Todesbewusstsein irgendwann zum Verhängnis werden. Ihm ging es bei dem vielen Rauchen wie einem Insomniker während seiner schlaflosen Nächte. Er war ständig bei Bewusstsein, bei Todesbewusstsein, und konnte, wenn er rauchte, nie ins Unbewusste abtauchen, in die Leidenschaft, die er zu besitzen glaubte.

Es war neun Uhr morgens. Sein Stammcafé öffnete gerade. Seinem Tischnachbarn, der noch nicht da war, hatte er sich gestern, als sie gegen elf Uhr vormittags auseinandergingen, für neun Uhr dreißig am nächsten Tag angekündigt. Jetzt war er aber um neun Uhr schon da. Er nahm Platz unter der beidseitig abgedichteten Markise, die seit Oktober aufgespannt war und die sich vom Gebäude leicht zum Gehweg neigte. Er saß mit dem Rücken zur Wand, direkt unter einem der montierten Heizstrahler, und hatte damit die ganze Kreuzung im Blick, die ganze morgendliche Geschäftigkeit der Passanten und gewerblichen Lieferdienste.

Er hatte angenommen, er würde heute den Kitafahrdienst übernehmen und nicht die Lebensgefährtin und Mutter seiner Kinder. Doch es kam mal wieder anders. Seine Stimmung war so düster nach dem Aufwachen, dass er beschloss, die Kinder nicht zu fahren. Die Lebensgefährtin sollte das tun. Er war ein Spätaufsteher. Das hatte er sich im Studium angewöhnt. Eine schlechte Angewohnheit.

Er hatte noch Zeit, seine Gedanken schweifen zu lassen, und rief sich zuerst seine letzten Einkäufe ins Gedächtnis. Er machte sie häufig spätnachmittags, wenn die Kinder von der Kita zurück waren und bevor sie zu Bett gebracht wurden. Dreimal war er in den letzten zwei Wochen größer eingekauft gewesen. Jedes Mal waren Obst und Gemüse ausgeräubert. Die guten Vorsätze! Er verachtete dieses Konzept, dieses Massenphänomen. Spätestens Ende Januar würde alles beim Alten sein, die Obst- und Gemüseregale auch abends voll, und auf die guten Vorsätze gepfiffen. Noch bevor er seine Verachtung gedanklich ausführen konnte, nahm er den edlen Anzug eines sich ihm nähernden Unbekannten wahr, dessen gefütterter Mantel in seiner rechten Armbeuge hing. Dunkelblauer Anzug, zweireihiges Sakko, fallendes Revers. Er dachte, der Unbekannte würde auf ihn zukommen und ihn nach etwas fragen, nach der Uhrzeit oder

dem Feuer vielleicht, und schaute vorsorglich schon einmal auf die neue Skagen, die er kürzlich gekauft hatte. Seine rechte Hand steckte in der Jackentasche und hielt das pinke Feuerzeug fest. Stattdessen lief der Unbekannte an ihm vorbei und betrat das Café. Nach etwa zwei Minuten war der Unbekannte wieder draußen, ohne Kaffee, ohne Sonstiges, und er hörte ihn leise fluchen über die Kellnerin. Wahrscheinlich hatte der Unbekannte eine Sonderbestellung gewollt, ein Frühstück, das gar nicht auf der Karte stand, und die Kellnerin hatte ihn nicht verstanden. Sie sprach nur wenig Deutsch.

Und da war sie wieder, seine Verachtung. Edler Anzug, das Treten nach unten, alles typisch, ein wahrer Gemeinplatz. Und der Unbekannte merkte nicht einmal, dass der Schlitz hinten an seinem Sakko einen gelblichen Klecks verdeckte, der sich immer dann zeigte, wenn der Schlitz hochflatterte. Senf wahrscheinlich, seit Tagen eingetrocknet und vom Träger unbemerkt. Es ihm zu sagen, daran dachte er auf keinen Fall. In seiner Schadenfreude hoffte er, dass alle Welt das Zeichen der Mittelmäßigkeit bemerkten würde, den Senfklecks auf dem edlen Anzug des Nachuntentreters, seit Tagen eingetrocknet und vom Träger unbemerkt.

Die Welt braucht mehr Salieris und weniger Mozarts, fuhr er gedanklich fort. Er hatte sie parat, kannte sie auswendig, die Worte des an seinen Rollstuhl gefesselten verbitterten alten Salieri: „Ich spreche für alle Mittelmäßigen auf der Welt. Ich bin deren Triumphator! Ich bin ihr heiliger Schutzpatron! Ich lehne Ihn in ihrem Namen ab, euren unbarmherzigen Gott, euren Menschen mit unverwirklichbarem Verlangen quälenden Gott. Er mag mir vergeben, ich werde Ihm niemals vergeben.“

Das war es. Er verachtete, wie Salieri, Mittelmäßigkeit. Er verachtete sich selbst für seine eigene Mittelmäßigkeit, an seinen Klamotten klebten ganze Gläser für andere unsichtbaren billigen eingetrockneten Senfs. Und deshalb bestrafte er sich in all den anderen, die die Zeichen ihrer eigenen Mittelmäßigkeit allzu offensichtlich zur Schau stellten. Der einzige Unterschied war, er nahm sie an sich wahr, die meisten taten dies nicht. Doch das fiel nicht ins Gewicht, es war nicht der Rede wert. Er war wie die allermeisten, er war Salieri, geschlagen, einsichtig und unerbittlich gegen sich selbst und andere. Einer unter jenen mit unverwirklichbarem Verlangen, das auszumerzen einer unmenschlichen, einer menschenfeindlichen, einer selbstzerstörerischen Anstrengung, zu der er sich noch immer nicht imstande fühlte, bedurft hätte.

Durch die undichten Stellen der Kreise, die er seit der Katastrophe um sich gezogen hatte wie ein tüchtiger Senser im Frühsommer, um nicht an sein unverwirklichbares Verlangen erinnert zu werden, drang abermals Neues, das ihn zu Altem hinzog. Er war nicht nur Salieri, er war auch Monk, die Serienfigur des defekten Detektivs. Dessen komisch übertriebene Angst vor Veränderung verstand er als Weigerung, die Trauer um die ermordete Ehefrau Trudy abzulegen

und das Witwersein zu akzeptieren. Und das schrieb Monk ein Immergeliches vor, inmitten aufrechtzuerhaltender unendlicher Trauer. Monk hatte gar keine Probleme mit Veränderungen, nur wollte er nicht in ihrer Nähe sein, wenn sie eintraten. – Monk und er ahmten in ihrem Habitus symbolisch die Lage von Leichnamen nach. Jede Handlung zog eine ihnen unerwünschte Konsequenz nach sich.

Was für Salieri Mozart war und für Monk Trudy, das war für ihn weitaus undefinierter, schloss aber seine infernalische und zugleich paradiesische Kindheit und ihr abruptes Ende ein. Und die Erkenntnis, dass es keine Heimat gab, die nicht verloren war, die nicht verhasst war, die nicht auch ein bisschen hassliebt war als verlorene und nur als solche. Und Heimat, damit meinte er nicht eine Geografie, sondern eine zufälligerweise mit seiner Kindheit und mit dieser einen Geografie, in der er sie verbrachte hatte, zusammenfallende Zeitlichkeit, etwas Begrenztes und in der Begrenzung zugleich Unbedingtes, eine Zeitlichkeit, die ihn in einen Taumel versetzt hatte und noch immer versetzte und die er nicht zu fassen bekam. Damit meinte er, und er sagte es sich mit einem Wortspiel auf Englisch, ein longing im Unterschied zu einem belonging. Physisch war er ein Angekommener, mental ein doppelt Unzugehöriger, feststeckend in einem inneren Verschleiß ohnegleichen, auf einer durch die ständigen Schwingungen des Nachdenkens fortwährend vom Einsturz bedrohten Brücke. Eine Eisenbahnbrücke?

Keinem von ihnen dreien bot sich eine wirkliche Lösung an, um ihr Verlangen zu stillen. Sein plötzliches Verlassen seiner Herkunftsgeografie und -mentalität, Mozarts Eintritt in Salieris Leben und Monks Verlust von Trudy waren die menschlichen Äquivalente dessen, was 1980 mit dem Mount St. Helens geschehen war. Er hatte eine Dokumentation darüber gesehen, und jetzt schien ihm der Vergleich einleuchtend.

Der Vulkan war infolge eines stetigen Aufstiegs von Magma und eines letztlich durch Erdbeben ausgelösten Erdrutsches auf seiner Nordflanke seitlich ausgebrochen und hatte sich in Richtung des nahegelegenen Spirit Lake entleert. Die plinianischen Säulen, die Gerölllawinen, die pyroklastischen Ströme, die Lahare, die Hitze, all das und noch mehr hatten eine Zerstörung immensen Ausmaßes hinterlassen. Die Höhe des Berges hatte sich dramatisch verringert, und an der Nordseite des Kraters war jäh eine riesige Bresche entstanden. Dass Pflanzen- und Tierleben in diese Mondlandschaft in naher Zukunft wieder Einzug halten würden, das hielten Experten für unwahrscheinlich.

Doch die Pioniere der Regeneration hatten von alledem wenig mitbekommen, denn sie waren unter der Erde gewesen, als sich auf ihr Apokalyptisches zugetragen hatte. Die Taschenratten etwa. Viele von ihnen hatten in ihren unterirdischen Bauten überlebt und sich dort von den Wurzeln der über Tage erstickten Pflanzen ernährt. Irgendwann gruben sie sich an die

Oberfläche und begannen damit, Asche und Geröll mit frischer Erde zu vermengen, bis der Boden für anderes Leben wirtlicher geworden war. Zur gleichen Zeit waren wieder Lupinen erblüht, für die Taschenratten eine beliebte Nahrungsquelle.

In der Unwirtlichkeit seiner sterilen Seelenlandschaft hatte nichts überlebt, keine Taschenratte, kein Lupinensamen. Eine Erholung seines inneren Biotops war ausgeschlossen. Sein Leben war zu Ende, bevor es physisch zu Ende war. Jedes neue willkommene oder unerwünschte Erlebnis verhedderte sich in einer Erinnerung. Er war wie ein Schriftsteller, eigentlich immer auf Arbeit, ein Opfer verlorener Unmittelbarkeit. Er konnte dem Leben genauso gut ein Ende setzen, hätten ihn seine Kinder, die seinen innersten Kreis am durchlässigsten machten und seine angepeilte Totenruhe, wie er wusste, am nachhaltigsten störten, nicht davon abgehalten.

Würde er es wirklich tun und das Leben bis in dessen letzte Konsequenz dementieren, er würde sich ein Beispiel nehmen an E., über dessen kurzes Leben er eine kurze Biografie gelesen hatte. E. hatte seiner Umwelt nicht nur seine Entscheidung mitgeteilt, ohne Angabe von Gründen, sondern auch das Datum der Ausführung. Das Datum hatte E. allerdings einmalig vertagen müssen, aufgrund eines spontanen Konzertbesuchs eines berühmten ausländischen Pianisten. – Sein Leben war eine Farce, also hätte auch sein Lebensdementi eine solche zu sein, durchkomponiert, völlig unsentimental und bar jeglicher Betroffenheit. Wären da nicht seine ständig zu wickelnden Kleinkinder gewesen, die ihm einen Strich durch die Rechnung machten. Wäre er nicht so feige gewesen und hätte er in seiner Feigheit nicht so fadenscheinig seine Kinder zwischen sich und den Schlussstrich vorgeschoben.

Er würde nicht für eine Kohlenmonoxidvergiftung optieren, denn das würde auch seine Umwelt physisch gefährden, sondern für jene Methode, die sein kreativer Vater einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, erfunden, aber nicht ins Werk gesetzt hatte, wiederum aus Feigheit. Er würde sich das größte Küchenmesser greifen, zur verfluchten Wohnungstür laufen, das Heft gegen die Wand, in der sie eingelassen war, pressen und sich auf Herzhöhe in die Spitze der Messerklinge hineinwerfen. Er würde die verfluchte Wand, gegen die er gefahren worden war und gefahren war, zur Komplizin seines Abgangs machen. Jawohl, so würde er es tun.

Er hatte beschlossen, zuerst weiter nach einem Anfang zu suchen, der nicht das Ende gewesen wäre und auch nicht etwas Beliebiges. Dass sein gescheitertes und voraussichtlich auch künftig scheiterndes Vorhaben in die Verlängerung ging, hatte auch mit einer Drohung seiner Partnerin zu tun, eine Drohung, die ihm bestens aus seinen vergangenen Beziehungen bekannt war. Sie hatten irgendwann allesamt einen Punkt erreicht, an dem er zur Psychotherapie gedrängt wurde. Das schien den Partnerinnen stets die einzige Möglichkeit zur Rettung der Beziehung zu sein.

Doch das war für ihn nie infrage gekommen. Ihm ging es auch jetzt nicht um eine Therapie und schon gar nicht um eine Psychotherapie, sondern um etwas Praktisches, über das er in den Theorien der Psychoanalyse, mit denen er im Studium hier und da in Berührung gekommen war, zu stolpern hoffte. Er wusste, wo zu suchen war. An ihrem Ursprung natürlich.

Aus der individuell gestrickten Not des Patienten hatte die Psychoanalyse scheinbar eine praktische Tugend gemacht. Es war ihr gleich, mit welchem Stoff der Patient begann, die Wahl des Anfangspunktes war ihm selbst überlassen. Und mehr noch: Der Patient sollte vom Psychoanalytiker geradezu ermuntert werden, keine noch so kleine gedankliche Verästelung auszulassen und sich ja nicht zum vermeintlich roten Faden seiner Rede zurückzurufen. Was für den Patienten nicht dahin gehörte, gehörte für den Psychoanalytiker erst recht dahin.

Es war ihm klar, seine Neurosen, wenn es denn überhaupt welche waren, würde er niemals zur Disposition stellen. Seinen Selbststekel, seine Selbstverachtung, seinen Selbsthass, seine Grundtraurigkeit – was auch immer es war, er würde es für nichts in der Welt hergeben, er würde es mit ins Grab nehmen, komme, was wolle. Der Krankheitsgewinn war ihm der letzte Antrieb, das letzte Verlangen nach der verlorenen Zeit, nach der unwiederbringlich verlorenen Zeit.

Er musste schon zugeben, er fand es reizvoll, wozu ihn der Gründer der Psychoanalyse ermuntert hatte, den Neben- und Seitensträngen zu folgen und weitab vom Schuss zu verharren. – Ihm war plötzlich, als ob die Moderne eine unüberblickbare Summe von gleichzeitigen Modernen gewesen wäre, nicht von Modernisierungen, sondern von Modernen, die teilweise nichts voneinander wussten.

Das Gehöft einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, gab es noch. Das Leben auf dem Land bestand in einer unausweichlichen Routine, jeder war in sie eingebunden, der sein Dasein für wie lange auch immer dort fristete. Jeder wusste die Requisiten zu benutzen. Jeder wusste, seinen Körper zu gebrauchen, ihn durch Gebrauch und die Anwendung richtiger Techniken erst entstehen zu lassen. Jeder war alles, Beschaffer von Holz und Reisig, Getreideschwinger, Hirte gepfiffener Sprachen, Jäger, Holzhacker, Koch, Melker, Pflücker, Sammler, Schlächter, Senser, Wasserträger und vieles andere mehr – und immer braungebrannt.

Der Tischnachbar war gleich da, und er suchte für ihn nach einem Vergleich für die Gewandtheit der Bewegungsabläufe, die er auf dem Gehöft erlebt und praktiziert hatte. Er rief sich Vorführungen von Turnerinnen am Stufenbarren ins Gedächtnis. Die zwei festen Drehachsen des Geräts betonten aufgrund der räumlichen Verdichtung der Bewegungsabläufe noch ihre Gewandtheit, anders als das Bodenturnen, bei dem die Drehachsen frei waren und die Drehungen um den Körperschwerpunkt überall im gekennzeichneten Bereich stattfinden konnten. Er würde wahrscheinlich auf Nadia Comăneci zu sprechen kommen und die Turngeschichte, die sie im

Jahr 1976 während der Olympischen Spiele in Montreal mit nur vierzehn Jahren geschrieben hatte, durch eine perfekte 10 am Stufenbarren. Nach ihrer Übung hatte die digitale Anzeigetafel der Schweizer Firma Omega anstelle der 10,00 eine 1,00 angezeigt. Da die Verantwortlichen eine perfekte 10 nicht für möglich gehalten hatten, gab es auf der Anzeigetafel insgesamt nur drei Stellen, und als höchste Zahl vor dem Komma war die 9 festgelegt worden. Die Verantwortlichen hatten jetzt nur die Möglichkeit gehabt, entweder eine 1,00 oder eine ,100 anzuseigen, und sich am Ende für Ersteres entschieden.

Die Gewandtheit der Bewegungsabläufe, die er auf dem Gehöft erlebt und praktiziert hatte, war auf ihre Weise ebenso perfekt gewesen, unwahrscheinlich schön, außer Konkurrenz. Alles andere hätte zur Selbstverletzung geführt oder sogar zum Tod. Es ging auf dem Gehöft darum, genug zum Essen zu haben, am Leben zu bleiben, also am praktischen Leben dranzubleiben, sich nicht aus der Fassung bringen zu lassen von dem, was außerhalb des Gehöfts geschah. Die unausweichliche Routine war in Schweigen getaucht, die Körpersprache ersetzte das Reden, die Tätigkeiten bezogen ihre Bestimmung aus dem Reichtum der Zeichen, zum Beispiel vom Prallheitsgrad der Kuheuter, auf denen sich Venen kräuselten.

Jetzt – er sah seinen Tischnachbarn in der Ferne von seinem Fahrrad herüberwinken, an diesem erneuten Morgen im Café – drängte sich sein Vorhaben in den Vordergrund, das seit gestern, als sie auseinandergegangen waren, feststand. Der Tischnachbar war bei der erstbesten Gelegenheit aus der katholischen Kirche ausgetreten, schon in seiner Jugend. Zwischen ihnen lagen vierzig Jahre. Die größere Lebenserfahrung und der kirchenkritische Geist des Tischnachbarn machten ihn zum idealen Interpreten der Redewendung.

Er führte dem schon an seinem Kaffee nippenden Tischnachbarn, während er die Redewendung aussprach, jene Alltagsgeste vor, mit der sie einige Landesgrenzen weiter östlich, von hier aus gesehen, in seiner Vorstellung einhergehen würde. Er tippte sich mit dem Zeigefinger der starken Hand, der rechten, mehrmals auf die rechte Wange und wiederholte währenddessen die Phrase „Gott ist kein Eisenbahner“: „Gott ist kein Eisenbahner“, „Gott ist kein Eisenbahner“. Die Alltagsgeste galt immer einer Person. Sie sollte doch bitte aufhören, so zu sein, wie sie gerade war. „Sei nicht so!“